Zehn Tage zuvor

Es heißt, die schönsten Städte der Schweiz liegen an einem Fluss und an einem See zugleich. Umspült vom Wasser, das von der schneereinen Gebirgskette herkommend durch ein offenes Tal strömt, vorbei an dicht besiedelten Ufern. Bis zuletzt die Stadt selbst aus dem Blau aufsteigt wie ein Traum. Und dort, am nördlichen Rand des Seebeckens, neben der noch jungen Limmat, beginnt die mittelalterliche Altstadt von Zürich.

Im Chez Manon, schräg gegenüber von der Predigerkirche, nahm die Kaffeemaschine zischend ihren Dienst auf. Noch müde Gesichter verschwanden hinter Tageszeitungen, die in Holzklammern steckten, bis Manon dickflüssigen Espresso in vorgewärmten Tassen servierte. Ein verschworener Moment der Einkehr, bevor die Geschäfte öffneten und Touristen die engen Gassen verstopften. Ganz in der Nähe erhob sich in einem geschlossenen Innenhof eine Esche. Erst auf Höhe der Dächer breitete sie ihre mächtigen Arme aus. Zu ihren Füßen lag ein Häuschen mit schiefergrauen Fensterrahmen. Eine Frau stand davor. Sie hatte ein Handtuch um die nassen Haare geschlungen, dazu trug sie einen Seidenkimono, der ihr jedes Mal über die Schulter rutschte, wenn sie sich bückte. Ihre Füße steck-

ten in erdverkrusteten Garten-Clogs, wie man sie in den Baumärkten auf dem Land kaufen konnte. Rosa Zambrano knipste einen Zweig Verbene ab und war ganz zufrieden mit sich und der Welt. Denn die Welt, das waren rotbackige Radieschen, die versteckt zwischen Sommerkürbissen und dicken Bohnen wuchsen, oder in der Morgensonne ruhende Zucchini, deren safrangelbe Blüten schon sehr bald perfekt wären ...

Statt wie sonst an ihrem freien Tag eine Runde auf dem Zürichsee zu rudern, musste sich Rosa heute beeilen. Sie ging ins Haus, legte den Eisenkrautzweig auf den Holztisch und stieg die knarrende Treppe hinauf. Die letzte Spritze hatte einen Bluterguss am Bauch hinterlassen. Sie suchte ein locker geschnittenes Sommerkleid aus dem Wandschrank. So wäre sie hinterher schnell wieder angezogen. Ein plötzliches Pfeifen rief sie zu ihrem morgendlichen Ritual. Sie eilte hinunter. Mit der einen Hand nahm sie den Wasserkessel von der Gasflamme, mit der anderen griff sie nach der gusseisernen Kanne für den Sencha. Ein Geschenk ihres Exfreundes. Sie hielt mitten in der Bewegung inne und schob stattdessen einen Tritthocker vor das Regal. Im obersten Fach gab es eine nagelneue Glaskanne. Rosa stellte sie vorsichtig auf die Anrichte und zupfte Kräuter ab, bis nur noch lila überhauchte Blüten übrig waren. Nachdem sie kochendes Wasser in die Kanne gegossen hatte, funkelte der Inhalt bald schon wie geschmolzenes Gold. Zuletzt holte sie eine leere Eiswürfelform und verteilte die Blüten darin, füllte mit Wasser auf und stellte sie ins Eisfach. Dann sammelte sie die übrig gebliebenen Stiele ein. Auch sie würden ihren Platz finden: auf dem Kompost.

Rosa ging ins Bad, das sich in einer Ecke der Küche befand. Eigentlich hatte sie sich schon lange vorgenommen, den Schuppen auszubauen, wo Spinnen und Kellerasseln zwischen geschichtetem Brennholz aus dem Stadtwald hausten. Aber es war wohl auch so, dass sie es nicht übers Herz brachte, die freistehende Badewanne mit den lackierten Füßchen aus der Küche zu verbannen. Sie stand in direkter Blicklinie zum Schwedenofen, sodass man während des Badens in knisternde Flammen schauen konnte. Wie fast alles in dem Häuschen hatte Rosa auch den Spiegel selbst montiert, vor den sie nun trat. Eine mit Silberfäden durchwirkte Strähne kringelte sich aus dem Frotteeturban. Sie verzog das Gesicht, glättete die Miene wieder und rieb Schwarzdornblütenöl auf Wangen und Hals. Anschließend öffnete sie, mehr aus Gewohnheit, den Kühlschrank und stieß die Tür gleich wieder zu: Auch wenn sie nicht die strikte Anweisung erhalten hätte, nüchtern zu erscheinen, hätte sie wohl keinen Bissen herunterbekommen. Im Garten stellte sie die dampfende Teeschale auf den Beistelltisch und setzte sich in den Liegestuhl unter der Esche. Rosa lehnte sich zurück. Zwischen den Ästen schien die Sonne durch und zeichnete flüchtige Muster auf ihr Gesicht.

ie Praxis lag etwas außerhalb. In einer der Gemeinden an der Seeküste, die nach der Farbe des Lichts benannt war, das abends die ausladenden Villen überzog. Als Rosa stadtauswärts radelte, standen beim Fußgängerstreifen am Bahnhof Tiefenbrunnen bereits erste Mütter und Väter auf dem Weg ins nahe Strandbad. Die Schiebegriffe der Kinderwagen waren so schwer beladen, dass die Gefährte wohl augenblicklich nach hinten gekippt wären ohne die als Gegengewicht festgeschnallten Kinder. Kühltüten. Klapp-, Liegestühle. Zusammensteckbare Strandmuscheln. Rosa fragte sich, ob das alles wirklich nötig war. Und sie wusste es nicht. Wie denn auch? Auf der Verkehrsinsel wiegten sich die Pappeln in der Brise. Ebenso wie die Masten der Segelschiffe, die im Hafen neben dem Betonwerk ankerten und Rosa an Essstäbehen denken ließen. Kurz darauf leuchteten die Plastiktische vor dem Klubhaus ihres Fischereivereins durch das Laubwerk. Doch ein Blick auf die Uhr ließ sie kräftiger in die Pedale treten. Jenseits der Stadtgrenze begann sich die Gegend zu verändern. Die blickdichten Zäune und Hecken wurden höher, nur durch schwere Eisentore unterbrochen. Auf geharkten Kiesplätzen standen Limousinen und Geländewagen mit niedrigen Zahlen auf den Nummernschildern, die regelmäßig versteigert wurden, was jedes Mal einige Millionen in die Stadtkasse spülte. Vor einem Anwesen mit Säulen aus Marmor schloss Rosa ihr Rennrad ab und löste den Stoff des Kleides, das sie für die Fahrt über den Knien zusammengeknotet hatte. Neben dem Empfangstresen thronte ein lebensgroßer Buddha.

»Haben Sie einen Termin?« Die schrille Stimme passte so gar nicht zum Plätschern des Zierbrunnens auf dem Tresen. Die Praxisassistentin schob ihre sorgfältig manikürte Hand über die Muschel des Telefonhörers.

Rosa riss sich vom Anblick des Buddhas los, dessen Hände, locker im Schoß ruhend, zu einer Schale gefaltet waren. »Ich bin etwas knapp dran. Entschuldigung.« Sie räusperte sich. Dann blickte sie wie beiläufig in Richtung Wartezimmer, um sich zu vergewissern, dass auch niemand mithörte.

»Ihr Name?«, schrillte es erneut. Die Tür war geschlossen. Rosa antwortete nun mit fester Stimme: »Ich heiße Zambrano.«

Fingernägel flogen wie Pfeilspitzen über die vollgeschriebenen Seiten des Kalenders. »Da haben wir es: Zambrano. Sie kommen zur Kryokonservierung?«

Rosa zuckte zusammen.

Die Assistentin strich den Eintrag durch. »Doktor Jansen braucht noch einen Moment. Aber das Untersuchungszimmer ist bereits frei.« Sie zeigte auf eine angelehnte Tür am Ende des Flurs, bevor sie den Telefonhörer wieder aufnahm.

Als Rosa sich an den geräumigen Tisch setzte, fasste sie sich an die Ohren. Die glühten und waren bestimmt tiefrot. Sie schüttelte ihre Locken darüber. Noch immer glaubte sie, sich rechtfertigen zu müssen. Ihre mittlere Schwester Valentina war schon Mutter. Und Alba, die Jüngste, würde es in wenigen Tagen ebenfalls werden. Es war nicht so, dass sie ihre kleine Nichte und ihren Neffen nicht mochte. Im Gegenteil: Sie bekochte ihre Familie regelmäßig. Oder zumindest sooft es der Dienstplan zuließ. Trotzdem erinnerten sie die Marmeladen- und Saucenflecken, von speckigen Händlein hinterlassen, jedes Mal an die Leerstelle in ihrem Leben. Alba war zwar altersmäßig weiter von ihr entfernt als Valentina, doch je länger sie erwachsen waren, desto unwichtiger wurde dieser Abstand. Und sie war es schließlich auch, die Rosa bestärkt hatte.

»Jetzt hör mal! Du kannst dich doch auch als Singlefrau befruchten lassen. Wenn du niemanden findest, dann gehst du in zwei Jahren einfach in eine Klinik ins Ausland. Dort kannst du alles machen lassen. Alles!« Ihre jüngste Schwester musste es ja wissen. Um schwanger zu werden, hatte sich ihre Partnerin vor einigen Monaten ebenfalls in Behandlung begeben. Erfolgreich, wie der kugelrunde Neunmonatsbauch zeigte, den Katrin vor sich herschob wie eine lebende Trophäe. Rosa wurde regelmäßig ungefragt mit Bildbeweisen überhäuft. Oder Rezepten, um die Plazenta nach der Geburt zu trocknen. Bloß nicht zu viel denken jetzt! Sie schloss die Augen. Versuchte es mit einer Atemübung. Nach zwei Durchgängen gab sie auf. Rosa bezweifelte, dass sie je lernen würde, sich beim absoluten Nichtstun zu entspannen. Lieber konzentrierte sie sich auf die großflächigen Drucke an der Wand. Die Tür öffnete sich, als sie gerade die Struktur einer Sanddüne studierte und darüber nachdachte, ob es für oder gegen die Erfolgsquote einer Kinderwunschpraxis sprach, wenn eine unfruchtbare Landschaft das Behandlungszimmer zierte.

Doktor Jansens Haare waren einen Tick zu lang, um zum Rest seiner Erscheinung im weißen Arztkittel zu passen. Wobei auch die modischen Segeltuchschuhe irritierten, die man barfuß trug. Sie erinnerten Rosa an den Skipper, bei dem sie Stunden für den Hochseeschein nahm. Auch Jansen hatte die Schwelle zum mittleren Alter bereits überschritten, was ihn aber eher noch attraktiver machte. Der Amorbogen seiner Oberlippe war geschwungen, dunkle Bartschatten drückten trotz gründlicher Rasur durch. Er schien zu jener Art Mensch zu gehören, für die es keine Probleme gab, sondern nur Lösungen. Zumindest war das Rosa bei ihrem ersten Termin vor einigen Wochen so vorgekommen, als er sie beruhigte: Dann verschaffen wir Ihnen mal die Zeit, die Sie brauchen. Und ihr zeigte, wie sie die Hautfalte am Bauch am besten dehnte, um sich die Hormone selbst zu spritzen.

»Bleiben Sie nur«, sagte er jetzt. Routiniert rieb er seine Hände mit Desinfektionsmittel ein, dessen Duft sich über sein Aftershave legte. Er grüßte im Vorbeigehen, ohne ihr die Hand zu schütteln. Setzte sich und klapperte mit der Tastatur seines Rechners. Da sie es selbst gar nicht mochte, wenn ihr jemand beim Schreiben auf die Finger schaute, wandte sich Rosa ab. Sie bemerkte, dass der Fotorahmen mit dezentem Goldrand verschwunden war. Er hatte sie bei den Vorbereitungsterminen irritiert, weil er nicht auf den Sitzplatz des Arztes ausgerichtet war, sondern leicht schräg stand. Als sollte jeder sehen können, wie er seine langen

Arme um die Taille einer Frau schlang, während sich ihr rotes Kleid im Wind bauschte. Sie hatte so ein Lächeln ... So eines, das bestimmt auf allen Bildern immer gleich aussah. Flankiert wurde das Paar von zwei nicht weniger perfekten Zwillingsjungs, die stolz Zahnlücke zeigten. Eine Bilderbuchfamilie, hatte Rosa gedacht. Während sich ihre rationale Seite kurz darüber wunderte, warum sie das so sehr abstieß wie anzog, auch nach all den Jahren noch.

»Ich habe noch zwei, drei Fragen. Dann kann es losgehen«, wandte sich Jansen ihr abrupt zu. »Wir können die Kinderfrage etwas hinauszögern ...« Sein Adamsapfel hüpfte auf und ab. »Aber eine hundertprozentige Garantie gibt es natürlich nicht.«

Jetzt wollte er sich also doch noch absichern. Insgeheim war Rosa froh. Das relativierte den leicht überheblichen Eindruck, den er auf sie gemacht hatte. Auch wenn das nichts an den Tatsachen änderte: Ihre Fruchtbarkeit nahm mit jedem Tag, jeder Stunde, jeder Sekunde ab, mit der sie auf ihren 38. Geburtstag zuraste. Und nicht nur ihre Fruchtbarkeit: Bereits mit Ende zwanzig hatte der Großteil ihrer Körperfunktionen den Höhepunkt überschritten. Seit ihrem dreißigsten Lebensjahr verdoppelte sich die Wahrscheinlichkeit, demnächst zu sterben, alle acht Jahre. Bald schon würden ihre Zellen die Fähigkeit verlieren, Mutationen rückgängig zu machen. Kurz gesagt: Sie hätte eigentlich den nächstbesten Mann anspringen müssen! Stattdessen saß sie hier und ließ ihre eigenen Eizellen für viel Geld einfrieren. Rosa schielte auf die Uhr. Doch der Arzt schien keine Eile zu haben.

»Sie sind seit mindestens sechs Stunden nüchtern?«

Rosa nickte. Der homöopathische Schluck Kräutertee schien ihr ewig her.

»Hatten Sie schon einmal eine Vollnarkose?«

Wieder nickte sie. Und strich über die Stelle oberhalb des Knies. Vor einigen Jahren war dort abgestorbenes Gewebe durch ein dünnes Hauttransplantat vom Rücken ersetzt worden. Rosa spürte die Narbe kaum noch. Nur manchmal, wenn das Wetter wechselte, juckte der blasse, wulstige Hautfleck. Plötzlich fühlte sie sich, als wäre alle Kraft aus ihr herausgesaugt worden.

»Prima. Dann wollen wir mal sehen, ob der *trigger shot* erfolgreich war.« Jansen rollte auf seinem Lederhocker zum Untersuchungsstuhl. »Schon im Mutterleib enthalten weibliche Eierstöcke über 400000 Eizellen. Faszinierend, nicht?« Er drückte einen Knopf, und der Raum verdunkelte sich summend. »Bis zur Pubertät sterben aber die meisten ab. Nur etwa 500 erreichen im Laufe eines Lebens den Eisprung.«

Wie die anderen Male zuvor verschwand Rosa hinter dem Paravent und zog ihren Slip aus. Anschließend setzte sie sich in den Stuhl, der ihre Beine weit auseinanderspreizte. Der Arzt führte den Schallkopf in ihr Inneres ein. Auf dem Bildschirm leuchtete eine Struktur auf. Sie sah aus wie eine quer halbierte Knoblauchknolle.

»Da sind sie ja schon.« Er drückte noch etwas fester und zeigte nicht ohne Stolz auf die zehenförmigen Kammern. »Sieben prächtige Exemplare auf einmal.«

Bald darauf lag Rosa im Operationszimmer auf einer sterilen Liege, während ihr die Assistentin eine Papierserviette unter das Kinn schob.

Als sie wieder zu sich kam, verkrustete Speichel ihren Mund. Der Hals fühlte sich wund an, als hätte sie seit Tagen nichts getrunken. Sie wusste nicht, wo sie war. Wollte es gar nicht wissen. Mit dem Wellenrauschen im Ohr, das durch das gekippte Fenster drang, sank sie zurück in einen watteweichen Ozean. Als sie das nächste Mal aufwachte, ging es ihr besser. Der Zugang zur Dosierung des Propofols klebte noch immer an ihrem Arm. Rosa zog die freie Hand unter der Decke hervor und legte sie auf den Bauch. Dabei dachte sie an die fehlenden Eizellen, die nun schockgefroren bei minus 196 Grad lagerten. Und fragte sich, ob ein Kind erst entsteht, wenn eine davon befruchtet wird. Oder schon früher, nämlich bereits dann, wenn es von jemandem herbeigesehnt wurde.

»Ich kann Sie unmöglich in diesem Zustand fahren lassen.« Die Assistentin blickte vorwurfsvoll auf den Fahrradhelm, den Rosa gerade aufsetzen wollte.

Tatsächlich fühlte sie sich unsicher auf den Beinen. Dann würde sie das Rad halt schieben. Doch die Frau wollte partout nicht nachgeben. Eine halbe Stunde später rumpelte der Transporter auf den Vorplatz, mit dem Stella auf die Märkte im Umland fuhr, wenn sie ihre Keramik feilbot. Rosa nahm auf dem Beifahrersitz Platz, während Stella das Fahrrad in den Kofferraum lud. Am Rückspiegel baumelte ein Duftbäumchen neben einem Mini-Traumfänger. Rosa wurde übel.

»Fahren wir, ich kann Suki nicht zu lange alleine lassen«, sagte Stella, während sie den leeren Hundekorb neben das Fahrrad schob. »Du bist ganz schön bleich.« Sie ging um den Wagen herum. Und streckte Rosa eine Tüte Ingwerbonbons hin.

»Alba hat nicht abgenommen«, nuschelte Rosa, während sie eines der Bonbons in den Mund schob. Das Papier knisterte, als sie es zwischen den schweißnassen Handflächen zerknüllte und zu einer Kugel formte. Ihre Freundin war zwar nur ein knappes Jahr älter, doch sie hatte schon immer gewusst, dass sie keine Kinder wollte. Denn diese schafften für sie in erster Linie eines: Abhängigkeiten. Auf dem Weg zurück in die Stadt erzählte Rosa, was sich nun nicht mehr geheim halten ließ. Und hoffte, dass es nicht zu viel Unruhe mit sich bringen würde. Danach wollte sie nur noch eines: sich ins Bett legen und sehr, sehr lange schlafen. Ein Glück, dass sie die nächsten Tage vorsorglich freigenommen hatte.

3 Eine Woche später

Er hätte sich ein anderes Ende gewünscht. Eine finale Fassung mit einer Liebe, leuchtend wie Perseidenströme am Augusthimmel. Eine Liebe wie eine Sommernacht, in der das Leben explodiert – und alles stärker, schwerer und wärmer ist. Doch er schaffte es nicht. Obwohl er noch am Sterbebett daran arbeitete, hinterließ Giacomo Puccini, Schöpfer der berühmtesten Opern seiner Zeit, bei seinem Tod nichts als einen Stapel Notizen, die kein Ganzes ergaben: *Turandot* sollte Fragment bleiben.

Jetzt donnerte eine der Arien aus den mannshohen Boxen, die links und rechts der riesigen Leinwand unter Stoffbahnen versteckt waren. Nessun dorma! Nacht der Entscheidung. »Niemand schlafe«, befahl die mordlüsterne Prinzessin Turandot. Die jeden ihrer Verehrer auf eine Probe stellte. Und hinrichten ließ, wer nicht bestand. Moritz Jansen atmete mit der anschwellenden Stimme des Tenors ein, als sei es ihm so möglich, all dies für immer in sich aufzusaugen. Die Sonne, die im steinernen Parkett aus uraltem Quarzit gespeichert war. Und das Glück, das ihm, in Form von Alinas karmesinrot lackierten Zehen, über die Beine kitzelte. Sie saßen mitten auf dem weitläufigen Platz, der sich am Rande der Altstadt zwischen

Bellevue, See und Theaterstraße aufspannt. Auf der Decke lagen noch Überreste des Picknicks, das aus gefüllten Weinblättern, Ziegenkäse und einer Baguette bestanden hatte. Vor ihnen erhob sich das Opernhaus im Licht der Scheinwerfer, die an diesem Abend für alle leuchteten. Auf dem Dach wachten Engel mit ausgebreiteten Flügeln, dazu Gottheiten in wallenden Gewändern, mit Schwertern und Schwänen Unter ihnen auf dem Platz saßen lauter Menschen auf mitgebrachten Campingstühlen, noch feuchten Handtüchern oder einfach direkt auf dem Boden. Alina füllte den schäumenden Rest Rosé-Champagner in die beiden Kelche aus Kristallglas. Sie hatte sie auf dem Flohmarkt erstanden, ebenso wie das fliederfarbene Seidenkleid, das ein wenig so aussah, wie man sich ein Kleid für die Oper vorstellte, wenn man noch nie in der Oper war. Das rührte ihn. Außerdem sah sie hinreißend darin aus. Wenn sie sich sonst trafen, trug sie meistens Turnschuhe, locker geschnittene Jeans, die in geringelten Socken steckten, und irgendein Oberteil, das unter dem Laborkittel nicht störte. Mit spitzen Fingern öffnete sie ihre henkellose Tasche. Eine Clutch sei bei schulterfreien Kleidern unverzichtbar, hatte Alinas Mitbewohnerin erklärt und ihr kurz entschlossen ihre eigene in die Hände gedrückt. Alinas Gesicht leuchtete im Schein der Leinwand, als sie die - für diesen Zweck fein gemahlenen - MDMA-Kristalle in den Champagner streute, der unterdessen warm geworden war.

»Schmeckt bestimmt eklig.« Sie prostete ihm zu. »Macht dafür lustig.« Dann schwenkte sie ihr Glas, langsam und mit Bedacht, bis sich auch die Flüssigkeit im Kreis drehte. Und nippte daran. Jansen kippte den bitteren Satz auf dem Grund in einem Zug hinunter. Es war nicht das erste Mal, dass sie zusammen etwas nahmen. Aber das erste Mal, dass sie dabei nicht allein waren. Wobei er sich gerade nichts sehnlicher wünschte, als sie in kühle Laken zu legen. Er beugte sich zu Alina, so nahe, dass er die empfindliche Stelle an ihrem Hals berührte, und fragte, ob sie gehen wollten. Er liebte ihren Geruch. Zitrusschale mit einer Note von grünem Holz, darüber sauberer Schweiß. Auf den Rest des dritten Akts konnte er gut verzichten; geschrieben von einem ehemaligen Schüler des Maestros, der die hinterlassenen Notizen mit zuckrigem Pomp aneinandergeklebt hatte. Zu viel Alfano. Zu wenig Puccini.

Er stellte die hochhackigen Schuhe ordentlich vor Alina hin. Sie hatten etwas entfernt gelegen, wo sie von ihrer Trägerin zwei Stunden zuvor dankbar abgestreift worden waren. Dann schüttelte er die Brotkrumen aus der Decke und legte sie Alina um die nackten Schultern. Hand in Hand überquerten sie bei der Ampel die stark befahrene Seestraße und spazierten auf der Promenade in Richtung Utoquai, stadtauswärts. An den Absperrgittern entlang, die bereits für den Halbtriathlon am nächsten Tag aufgestellt waren. Es fühlte sich gut an, mit seiner heimlichen Freundin, die nun nicht mehr heimlich sein würde, durch die Nacht zu gehen. Und am kommenden Montag schon würden sie einige Tage zusammen in die Berge fahren.

Von immer weiter weg hörten sie den Schlussapplaus der *Oper für alle*, die Sopranistinnen, Tenöre und der Chor verneigten sich nun auf der strahlenden Balustrade über der Menge. Auf Jansens Oberlippe hatte sich ein salziger Schweißfilm gebildet. Alles war weich und flauschig, ver-

schmolzen mit der Musik, die ihn erfüllte. Zusammen mit dem mitreißenden Gefühl, das einen überkommt, wenn man von einer Welt in eine andere übertritt und merkt, dass der innere Zustand und die äußere Umgebung endlich übereinstimmen. Wie das nur möglich ist, wenn man sich genau zum richtigen Zeitpunkt am richtigen Ort befindet – und in der richtigen Gesellschaft. Lachen wehte durch die Luft, leicht und rund. Sein eigenes oder das der anderen, alles war eins. Wellen schoben sich vor und zurück, nicht nur am nahen Ufer, sondern auch in Jansens Ohren. Es war gar nicht möglich, schoss ihm ein Gedanke durch den Kopf.

»Puccini hätte das Ende gar nie finden können«, sagte er. Es knackste, als er die sich ankündigende Kiefersperre mit einem gezielten Ruck löste. »Es wäre nicht möglich gewesen, die Oper zu beenden. Nicht, solange er selbst – wie der Prinz in seiner Geschichte – die falsche Frau wollte«, fügte er hinzu. Er fasste an die Stelle, wo noch bis vor Kurzem der Ehering an seinem Finger gewesen war.

Alina blickte auf den See hinaus. »Hast du noch mal mit deinem Anwalt gesprochen?«

Weiter draußen schaukelten Schiffe mit brennenden Laternen, wie Glühwürmchen. Jansen glaubte für einen Moment, ein ihm nur zu gut bekanntes Motorboot entdeckt zu haben. Am Nachmittag hatte er dort zwei Stunden Lebenszeit verschwendet. Er ärgerte sich, aber nur kurz. Darauf war er gar nicht mehr angewiesen. Auf ihre Machtspiele. Und auf sie schon gar nicht. Dann schob sich die *Panta Rhei* vor den Schatten. Und die mit kaltblauen Lichtlinien umschlossene Reling des größten Ausflugsschiffs auf dem

See wischte ihn einfach weg. Jansen drückte Alinas Hand noch fester. Sie fühlte sich seltsam heiß und kalt zugleich an. Zumindest die Sache mit seiner Noch-Ehefrau würde er hoffentlich regeln können. Auch wenn Alina daran zweifelte, dass sich zwanzig Jahre Ehe mal eben so in einen gütlichen Vertrag pressen ließen. Zu Beginn ihrer Beziehung war sie überzeugt gewesen, dass er eines Tages wieder verschwinden und zu seiner Frau zurückgehen würde. Seither gab er sich Mühe, sie vom Gegenteil zu überzeugen.

»Moritz? Hörst du mich?«

»Der Anwalt ... Sicher, ich ruf ihn an«, antwortete er. Woraufhin sich der Druck im Kiefer sogleich wieder aufbaute. »Aber erst, wenn wir wieder aus den Bergen zurück sind.«

Am Rand der Quaimauer saßen Menschen, unter Bäumen und auf Bänken. In Gruppen versammelt um portable Lautsprecher, aus denen Musik schallte. Viele verschiedene Stile und dennoch: alle gleich gemacht und kommerziell. Doch das störte Jansen nicht, heute nicht. Jemand sprang mit einem tiefen Schrei vom Steg, es platschte. Sie lagen auf dem Rücken im Gras. Neben ihnen standen vor Kälte beschlagene Plastikbecher mit Eistee. Wenn sich ihre Münder zu trocken anfühlten, rollten sie über den feuchten Tau zur Seite. Tranken in langen Zügen und genossen die Gänsehaut, die sich über den ganzen Körper ausbreitete: cutis anserina, eines der aufregendsten Beispiele für die schon in der embryonalen Entwicklung angelegte Verbindung des zentralen Nervensystems mit der Haut. Er hörte, wie Alina die schmelzenden Eiswürfel zwischen den Zähnen knackte. Der Bildschirm seines Telefons war noch immer schwarz.

Keine Nachricht. Als Alina ihren Kopf in die Kuhle auf seiner Schulter legte, spürte er ihre Brustwarzen durch den Stoff hindurch und merkte, wie er eine Erektion bekam.

Alles drehte sich, als Jansen kurz darauf aufstand. Er strich sich die Haare aus dem Gesicht, die er nicht mehr hatte schneiden lassen, seit sie zusammen waren. Dann klopfte er sein Jackett aus, wobei er als Allererstes nach der Speicherkarte tastete, die tief in der Innentasche verborgen war. Bereit für die Öffentlichkeit. Bereit für den Journalisten, den er kontaktieren würde, sobald sie aus den Bergen zurück wären. Bis dahin konnte er die Karte in Alinas Zimmer verstecken, da wäre sie sicher, Kurz darauf lösten sich die Umrisse einer Villa aus dem Schatten hoher. Buchen. Mehrere Erker, eine Fassade aus behauenen Sandsteinquadern und turmartig aufragende Kamine verliehen dem Gebäude etwas Mysteriöses. Bei den aufziehenden Wolken erst recht. Baumwipfel strichen unruhig über die Szenerie. Fensterläden schlugen zu. Irgendwo klirrte Glas. Weiter hinten zuckte es, dort, wo sich über dem See die Alpen auffalteten und an schönen Abenden das Vrenelisgärtli glühte.

»Ich glaube, die schlafen schon alle.« Alina war, in die Picknickdecke gewickelt, dabei, das eiserne Eingangstor aufzuschließen – was ihr allerdings nicht auf Anhieb gelang. Sie presste einen Zeigefinger auf die Lippen. Kichernd betraten sie die imposante Halle, die sich zum Garten öffnete, von Zedern und Eiben verdunkelt. Drinnen schwebte noch die Hitze des Tages. Es roch nach Schnittblumen, die in hohen Vasen auf einem Tischchen am Eingang standen. Dahlien. Hortensien. Astern. Der Ballettsaal mit den

gewienerten Böden lag still. Zuerst hatte Alina hier nur Tanzstunden genommen, um ihre Haltung zu verbessern, die unter dem vielen Stehen im Labor litt. Dann hatte sich die Möglichkeit ergeben, ein befristetes Zimmer in der Groß-wg zu mieten. Es befand sich am oberen Ende der gewundenen Freitreppe, die sie nun hinaufschlichen. Eine buschige Katze lag auf dem Sofa und hob gleichmütig den Kopf, als sie leise die Tür öffneten. Straßenlicht schien durch die bunt verglasten Scheiben und übertrug deren florale Muster auf die hellen Stoffkissen. »Raus mit dir!« Alina mochte keine Haustiere. Vielleicht merkte das die Katze. Vielleicht wollte sie ihr aber auch nur zeigen, dass sie schon länger da war. Ohne Eile spazierte die Katze über den Flokatiteppich in Richtung Ausgang und rieb sich im Vorbeigehen provokativ an Jansens Wadenbein.

»Scotch?« Alina zündete einige Kerzen an. Jansen schlang von hinten seine Arme um ihre Taille. Biss in ihr Ohrläppchen, fühlte, wie erneut Begehren in ihm aufstieg. Sie löste sich sanft und ging zum Barwagen, der vor einer Wand voller Bilder stand. Petersburger Hängung, hatte sie ihm erklärt, als er zum ersten Mal hier war. Verschiedenste Rahmen dicht an dicht, rund und eckig, von winzig bis spiegelgroß. Es gab naturwissenschaftliche Skizzen von Tieren, ein Riesenalk war da, Schmetterlinge, der Schädel eines Nashorns. Dazwischen Schnappschüsse: Mutter, Vater, Tochter und Sohn – in wechselnder Konstellation und Chronologie. Denkmäler der Erinnerung, wie sie in allen Familienalben vorkommen, mit denen man sich der eigenen Existenz vergewissert. Doch am wichtigsten schien Alina ein Bild zu sein, das in der Mitte platziert war. Es

zeigte die Erde im Weltraum schwebend. Eine grünblaue Halbkugel, von Wolken umschleiert, die hinter dem Mond aufgeht. Aufgenommen von einem Astronauten der Apollo 8, dessen Mission es war, den Mond zu suchen – und der dabei die Erde fand.

Eiswürfel klackerten, als Alina die Gläser mit dem dicken Boden auf den Überseekoffer stellte, der als Couchtisch diente. *»Earthrise«*, sagte sie, seinem Blick folgend. »Das mag pathetisch klingen. Aber das Bild soll mich jeden Morgen beim Aufstehen und jeden Abend beim Einschlafen daran erinnern, dass wir nur Gast auf einer verschwindend kleinen kosmischen Oase sind. Mitten in der Unendlichkeit.«

»Ich frage mich eher«, sagte Jansen und zog sie wieder zu sich, »warum wir uns nicht schon viel früher begegnet sind.«

Alina legte ihren nackten Schenkel auf seinen Schoß und erwiderte: »Weil ich dann noch ein halbes Baby gewesen wäre?«

Er stöhnte gespielt auf. Dann ließ er seine Hand über die Innenseite ihres Beines hinaufgleiten.

»Im Ernst ...«, sagte Alina. »Nur hundert Jahre, bevor das Bild entstand, schrieb Jules Verne über drei Abenteurer, die sich mit Kanonen auf den Mond schießen ließen – und mit Fallschirmen zurück auf die Erde kamen. Pure Science-Fiction, damals.«

Jansen lehnte sich tiefer in das Sofa hinein, er genoss den Geschmack nach rauchigem Torf, der ihm die Kehle hinunterbrannte.

»Das ist etwa so«, fuhr Alina fort, »wie wenn wir uns

heute vorstellen, in ein anderes Sonnensystem reisen zu können.«

Er ahnte, worauf sie hinauswollte: »Oder dass unsere Spezies damit beginnt, sich nach eigenen Regeln weiterzuentwickeln. In seiner heutigen Fassung wäre der Homo sapiens nicht mehr als ein Zwischenstopp auf einer unaufhörlichen Reise zu einem vollendeten Dasein.«

»Sex hätte dann nur noch eine entspannende Funktion ... «, sagte Alina. Sie stellte sein Glas weg und zog dann sein Hemd aus. In ihren weit geöffneten Augen sah er sich selbst. Seine Lippen streiften die ihren zuerst nur, saugten sich aber bald fest. Wanderten über Achselhöhle und Bauchnabel, hinab zu den Fußsohlen. Jansen wurde unvermittelt klar, dass er, so wie er früher gewesen war, diese Art von Sexualität gar nie hätte praktizieren können. Doch nun passte alles auf eine geradezu vollkommene Weise zusammen. Alina spreizte die Beine, als er sie auf die Kissen bettete. Ohne ihren Blick zu verlieren, sank er auf den Teppich. Als er mit seiner Zunge ihre Klitoris suchte, begann sie, langsam ihr Becken zu bewegen. Er führte zwei Finger in sie ein, so wie sie es mochte, wobei sie seinen Rhythmus übernahm ...

Als sie zum Orgasmus kam, durchflutete ihn eine Liebe und Lebendigkeit, die Körper und Seele auflösten, ja vielleicht sogar die Zeit.

ie ausfahrbaren Bürsten des Putzwagens der städtischen Reinigung dröhnten viel zu laut für ein Gefährt, das kaum länger war als ein Fahrrad. Das Dröhnen wurde immer lauter. Immer unangenehmer. Schließlich ohrenbetäubend. Rosa wich aus und fuhr quer über die Straße, bis zum Flussufer. Am Bellevue öffnete sich der Blick zum See, in dem sich ein glühender Morgen spiegelte, der einen weiteren brütend heißen Tag ankündigte. Eigentlich liebte Rosa diese Zeit im Sommer, wenn es schon hell war, aber die Bewohner der Stadt noch in tiefem Schlaf lagen. Nur der Gestank, der ihr in die Nase stieg, passte nicht so recht dazu: Stechender Uringeruch mischte sich mit dem von verschüttetem Bier. Auf den Stufen der Riviera, einer lang gezogenen Treppe, die das Ufer der Limmat vor der Quaibrücke säumte, lagen zertretene Bierdosen und halb leere Schnapsflaschen mit nikotingelb verfärbtem Inhalt. Ein angebissener Kebab trocknete in einer Lache aus Cocktailsauce. Normalerweise war die Stadt um diese Tageszeit so sauber, dass man barfuß hätte gehen können. Doch in den letzten Nächten war das Thermometer nicht unter zwanzig Grad gefallen. Mehrmals war die Situation rund um das Seebecken eskaliert. Messerstechereien, Raubdelikte und Auseinandersetzungen zwischen alkoholisierten Gruppen.

Deshalb filmten nun Kameras an neuralgischen Punkten, worauf Schilder aufmerksam machten. Am Abend zuvor hatte außerdem eine Aufführung der *Oper für alle* Tausende hergelockt. Der Anlass war Teil einer breit angelegten Offensive, um das Zürcher Opernhaus im Bewusstsein der Bevölkerung zu verankern.

Als Rosa gehört hatte, dass Turandot aufgeführt wurde, wollte sie eigentlich unbedingt hin. Vielleicht, weil die Fußballweltmeisterschaft, welche die Oper weltberühmt gemacht hatte, zu ihren besten Kindheitserinnerungen überhaupt gehörte. Sie waren damals mitten in der Nacht nach Südfrankreich aufgebrochen, zu ihrer Großmutter mütterlicherseits. In Decken eingewickelt lag Rosa im Kofferraum, das leise Atmen ihrer jüngeren Schwestern wurde vom gleichmäßigen Brummen des Motors übertönt. In diesem Sommer aß sie zum ersten Mal Artischocken. Sie tunkte die harten Blätter in Mayonnaise und zog sie durch die Ritze zwischen ihren Zahnreihen. Anschließend badete sie ihre Finger in einer Schüssel mit lauwarmem Wasser, in dem Zitronenschnitze schwammen. Abends raunte und jubelte es überall in den Straßen, in Bars und Gärten, wo die Spiele auf flimmernden Fernsehapparaten übertragen wurden. Und über allem schwebte, dickflüssig wie Vanilleeis, das aus der Waffel tropft: Nessun dorma. Luciano Pavarotti eröffnete damit nicht nur das Turnier, er war auch der Erste, der die Hochkultur der Oper mit Popmusik zusammenbrachte – und damit die Hitparaden stürmte. Das Stück lief im Autoradio rauf und runter, wenn sie mit offenen Fenstern an den Stränden entlangfuhren und dabei ihre Hände in die backofenheiße Luft hielten ...

Obwohl Rosa die Festivalatmosphäre auf dem Sechseläutenplatz mochte, hatte sie sich am Abend der Aufführung nicht mehr überwinden können, unter Leute zu gehen. Doch das war auch gar nicht nötig – wie beinahe alle großen Ereignisse in der Innenstadt trug der Schall auch *Turandot* in angenehmer Lautstärke bis in den Schwarzen Garten, wo sie bei einem Campari Orange mit hochgelegten Beinen gelauscht hatte.

Der See lag im Morgenlicht, sanft und weit. Für manche war es einzig und allein er, der der Bankenstadt so etwas wie Tiefgründigkeit verlieh. Denn auf dem Grund des Sees war die Stadt vom Stadtsein befreit, und an seiner tiefsten Stelle übertraf er selbst ihren höchsten Büroturm noch immer um siebzehn Meter. Gleißende Flecken glitten über die Seeoberfläche, die unter einem wolkenlosen Himmel lag. Noch leicht außer Puste von der schnellen Fahrt und dem noch schnelleren Umziehen, rieb Rosa kurz darauf die Innenseite ihrer Schwimmbrille mit etwas Spucke aus. Wellen gab es kaum. Wenn kein Wind ging, kamen die erst mit den Schiffen, den Turbinen und den Motoren. Es zwickte noch ein wenig im Unterleib. Aber die Krämpfe der ersten Tage nach dem Eingriff hatten rasch nachgelassen. Erleichtert, ihr Training wieder aufnehmen zu können, ging Rosa zum Ufer. Sie brauchte die Bewegung unter freiem Himmel. »Es passiert etwas mit dir, wenn der Raum, in dem du dich aufhältst, unendlich ist«, sagte ihr Vater immer. Er hatte das zum Kompass für alle seine Entscheidungen gemacht, seit er in Rente war, noch viel radikaler. Die meiste Zeit über lebte er in einer unbeheizten Waldhütte auf dem Uetliberg.

Ihre Mutter hingegen wollte davon nichts hören. Sie fand, genau das habe Vinzenz, neben vielen anderen Dingen, zu einem grauenvollen Ehemann gemacht. Rosa hingegen konnte ihn sehr gut verstehen. Ihre eigene bescheidene Perspektive auf die Welt weitete sich mit jedem Tag ein kleines Stück, den sie draußen verbrachte. Das war auch ein Grund gewesen, warum sie – kaum hatte sie damit begonnen – als junge Geschichtslehrerin aufgehört hatte zu unterrichten. Eines der vielen Dinge, die ihre Mutter nicht verstehen konnte. Oder wollte.

Schon nach ein paar Schwimmzügen verschmolz Rosas Körper mit dem Wasser, das in Ufernähe klar und durchsichtig war. Der See hatte nicht die eine Farbe, er hatte viele Farben. Es gab das aufgewühlte Flaschengrün nach lang anhaltenden Sommerregenfällen. Es gab das hellschäumende Schieferblau bei Platzregen im Frühling. Und ein stumpfes Schiefergrau an Hochnebeltagen im November. Es gab das Azurblau unter einem strahlend blauen Herbsthimmel, wenn auch rundherum alle Farben satter und voller waren als sonst. Und es gab noch viele, viele mehr. Unter anderem diesen Schimmer von Türkisblau, wenn sich die Algen im Sommer in die tieferen Schichten zurückzogen. Rosa konnte wogende Fischschwärme vor dem mit Sandwellen bedeckten Grund erkennen, vielleicht Rotfedern oder auch Egli. Die gleichmäßigen, sich wiederholenden Bewegungen ihres vom Wasser getragenen Körpers verlangsamten den Gedankenstrom in ihrem Kopf. Ein Zustand, wie sie ihn auch beim Kochen erlebte oder auf Spaziergängen und Wanderungen, wenn sich die Gedanken wie von allein zu ordnen begannen. Sie dachte an Richi.

»Er ist komplett anders als alle, die mir bisher begegnet sind«, hatte er vor einigen Tagen über die Wäscheleinen hinweg geschwärmt. Rosa hoffte, dass er diesmal nicht enttäuscht wurde. Wobei sie es als Zeichen von Ernsthaftigkeit nahm, dass Richi es geschafft hatte, seine Romanze so lange für sich zu behalten. Sie könnte vielleicht eine Tarte Tatin backen, wenn die beiden heute mit Stella zum Abendessen kamen. Sauerrahmeis lag noch im Gefrierfach ...

Bald schon war Rosa ganz im Rhythmus ihres eigenen Atmens versunken. Doch die Ruhe des Sees war trügerisch. Unter seiner Oberfläche wurde jeden Tag aufs Neue getötet. Nur wenige Schwimmstöße entfernt von den Spaziergängern und Badegästen, die das Arboretum bald bevölkern würden. Unbeweglich lauerte die Welsdame im Flachwasser. Um ihre Beute zu finden, brauchte sie weder Licht noch Augen, die sensiblen Barteln reichten vollends aus. Als sich das Blesshuhn in der richtigen Position befand, schnellte sie hoch und durchbrach die Haut des Wassers mit breit geöffnetem Maul.

Moritz Jansen stand auf dem Balkon des Zimmers, in dem seine Geliebte schlief. Bitte entschuldige wegen gestern. Mir ist etwas dazwischengekommen, etwas Wichtiges. Wenn er ganz ehrlich zu sich war, hatte er auf die Nachricht gewartet. Herunterbrennendes Papier knisterte leise, als er den Rauch inhalierte. Am Himmel verblasste ein Dreiviertelmond. Es vibrierte erneut zweimal kurz hintereinander. Ich weiß jetzt, wie wir uns einig werden. Doch es eilt. Können wir uns treffen? Bin auf dem Boot. Er legte das Telefon weg – nur um es gleich darauf wieder in die Hand zu nehmen. Die Batterieanzeige blinkte, obwohl er nur noch über das verschlüsselte Programm kommunizierte. Komm zu den Bojen vor dem Bootshaus, tippte er und schaltete ganz aus. Es würde nicht lange dauern. Eine Stunde vielleicht, höchstens zwei ...

Auf leisen Sohlen sammelte er seine Kleidungsstücke ein, die rund um das Boxspringbett auf dem Boden verteilt lagen. Alinas Augenlider flatterten ein wenig, aber sie erwachte nicht, als er sie zum Abschied küsste. Dann tastete er nochmals die Rückseite des Bilderrahmens ab – und vergewisserte sich, dass die Wölbung des Kartons sein Versteck nicht verriet. Erst im Badezimmer traute er sich, Licht zu machen. Während er sein weißes Hemd zuknöpfte, das

nach dem Intermezzo auf der Wiese nicht mehr ganz so weiß war, sah er in den Spiegel. Noch hatte die Nacht keine Spuren in seinem Gesicht hinterlassen. Im Gegenteil: Es leuchtete. Alina hatte eine Welt, die er für unverrückbar gehalten hatte, einfach umprogrammiert, sie stieß Gesetzmäßigkeiten um mit der gleichen Leichtigkeit, mit der sie in ihren Performances, unter einem Himmel von tanzenden Lichtpunkten, zu sphärischer Musik aus selbst aufgenommenen Tönen Molekularbiologie und Aktionskunst zusammenbrachte. Er hoffte, dass er zurück wäre, ehe sie den Zettel entdeckte, den er auf dem Kopfkissen hinterlassen hatte, für alle Fälle. Sie würde denken, er wäre nur kurz in der Praxis, was ja in gewisser Weise auch stimmte. Dann zog er leise die Tür zu und stieg ins Taxi, das bereits vor dem Haus auf ihn wartete.

Das Anwesen mit Seezugang war von Ziegelmauern umschlossen. Jansen bezahlte den Fahrer, der von einer scheppernden Stimme schon wieder zur nächsten Adresse gerufen wurde und hastig den hingestreckten Geldschein entgegennahm, der den geschuldeten Betrag großzügig aufrundete. Die Marmorsäulen, zuvor vom fahlen Morgenlicht verschluckt, blitzten hell auf, als der Bewegungsmelder Jansen erfasste. Weiter draußen waren die Umrisse einer Motoryacht zu erkennen. Sie glitt beinahe lautlos heran. Sollte er direkt hinunter ins Bootshaus gehen? Bis zur Boje waren es gut zweihundert Meter. Eine Runde Schwimmen würde seinem Kreislauf bestimmt nicht schaden. Doch da erinnerte er sich: Seit Tagen breiteten sich giftige Blaualgen aus, direkt vor dem Ufer. Sie wollte ja etwas von ihm.

Er kam zum Schluss, dass er sich ruhig Zeit lassen konnte. Jansen steuerte direkt den Eingang der Praxis an, um noch einen Kaffee zu trinken und sich umzuziehen, bevor er hinauspaddelte.

Oben angekommen, ließ er sich auf die Corbusier-Liege fallen. Als er den Kopf in den Nacken legte, merkte er erst, wie müde er war. Alina bezog die Kristalle von einem pensionierten Chemiker. Beste Ware. Eigentlich zu rein. Jetzt nur nicht schwach werden. Weitermachen wie bisher war kein Thema. Seine Entscheidung unumkehrbar. Beruflich genauso wie privat. Mit seiner Noch-Ehefrau hatte er bereits vor Wochen reinen Tisch gemacht. Wobei sie das wohl anders sah. Dafür sprach zumindest das Schreiben des Bezirksgerichts, das noch immer ungeöffnet auf dem USM-Haller-Möbel in der Diele lag. »Du hast aus meinem Leben einen Irrtum gemacht«, hatte Ellie am Ende der offensichtlich gescheiterten - Mediation gesagt. Daraufhin war er in das ausgebaute Studio unter dem Dach der Praxis gezogen; die Küchenzeile war noch immer unbenutzt. Nur die Espressomaschine, die der Putzdienst jede Woche auf Hochglanz polierte, war regelmäßig in Betrieb. Essen ließ er sich entweder vom thailändischen Lieferdienst bringen, oder er nahm eine Kleinigkeit auf der Terrasse des Hotels Sonne ein, das nicht weit entfernt lag. Aus dem Familienhaushalt hatte er nicht viel in seinen Weekender gepackt: ein paar Bücher über Zen-Buddhismus, eine Statuette aus Ebenholz und seine Kleider. Einmal entschlossen, hatte er dafür keine dreißig Minuten benötigt. Diplome und Fotografien hingen sowieso schon in seinem Arbeitszimmer in der Praxis. Jeden Sonntag sah er seine Söhne, wenn sie nicht gerade im Ferienlager waren wie jetzt. Sie gingen zusammen ins Kino oder fuhren mit einem gemieteten Pedalo raus, er kaufte Eiscreme, Popcorn und Süßgetränke, dann brachte er sie wieder zurück zu ihrer Mutter. Er dachte an das Angebot für seine Aktienanteile am Start-up in Zug. Wenn er gut pokerte, wäre Geld kein Thema. Zumindest noch nicht.

Eine Viertelstunde später verließ Jansen nach einer raschen Dusche das Dachstudio. Er trug nun saubere Leinenhosen, ein frisches Hemd und einen blau melierten Strickpullover, den er um die Schultern gebunden hatte. Der Warteraum der Praxis war nur vom blassen Schein des Aquariums erhellt. Guppys mit neonblauen und feuerroten Schwanzflossen schwebten im Wasser. Die kinderlosen Paare, die zu ihm kamen, hatten oft einen langen Leidensweg hinter sich. Die unzertrennlich wirkenden Pärchenkonstellationen, in denen die Fische umherschwammen, schienen sie zu ermutigen. Unnötig, ihnen zu sagen, dass es Fische desselben Geschlechts waren, die jeden Morgen wieder zusammenfanden. Ein Verhalten, das bei Menschen als Freundschaft bezeichnet wurde.

Beim Steg unter der Blutbuche ließ er das winzige Beiboot hinab, stieg hinein und nahm das Paddel zur Hand. Auf dem Wasser herrschte die Stille eines frühen Sommermorgens. Sie hatten sich oft draußen auf dem See getroffen, das ermöglichte Diskretion. Jansen konnte sich vorstellen, was kommen würde. Doch sein Entschluss stand fest. Wind raschelte im Schilf. Er sah reflexartig zurück zum Ufer, was ihn kurz aus dem Gleichgewicht brachte. Doch er paddelte weiter, obwohl der Plastikboden, auf dem er

kniete, zu schwanken begann. Die Speicherkarte war sicher in der Villa versteckt. Später würde er sie Alina zusammen mit einem Frühstückstablett ans Bett bringen: frisch gepresster Orangensaft, Kaffee, eine Tüte mit noch warmen Croissants vom Bäcker – und dazu: den Code des Lebens. Er hatte die Chance, ihn den Menschen zugänglich zu machen. Allen Menschen! Nicht nur denen, die waren wie er. Was für eine Welt sie erschaffen konnten ...

Jansen merkte nicht, wie das Beiboot kenterte. Das Wasser war kaum kälter als der Schweiß, der ihm auf der Stirn gestanden hatte. Er verlor die Orientierung. Schwamm hinab. Machte eine Rolle zurück, dorthin, wo erste Sonnenstrahlen durch die Wasseroberfläche schienen. Verhedderte sich in einem dichten Teppich aus Seegras, wobei sein Telefon aus der Tasche glitt. Als er durch das blaugrüne Wasser emporblickte, sah er eine Gestalt in einem dunklen Anzug auf sich zukommen. Sie bewegte sich eher wie ein Fisch als wie ein Mensch. Ihre Füße waren in einer einzigen breiten Flosse verschwunden. Eine verspiegelte Taucherbrille mit breitem Sichtfeld bedeckte die obere Hälfte ihres Gesichts. Er geriet in Panik. Sie tauchte hinter ihm her. Ein Stich im Bein. Noch einer. Neopren-Hände an den Fußgelenken. Schwere zog ihn nach unten. Seine Sinne verschwammen. Er sah die Sonne, nackt, hell und gleißend. Als er die Augen schloss, erschien ihm Alina. Ihre erste Begegnung auf der Tanzfläche, das unwirkliche Licht der Stroboskope und ihre Gestalt: eine vollendete Melodie. Dann flirrten die Bilder nur so, ein ganzes Leben in wenige Sekunden gepresst. Höhen und Tiefen, verbunden durch die Erinnerung, die frei und leicht durch Zeit und Raum schwebt. Die zerknautschten Gesichter der Zwillinge, nach der Geburt auf seiner nackten Brust dösend, seine Finger von ihren winzigen Händchen umschlossen. Die rauen Hände seiner eigenen Mutter, die sich auf seine nasse Stirn legen, als hätte er Fieber. Dann atmete er aus. Seine Lunge fühlte sich leer an. Wasser floss durch seinen Gehörgang, bildete einen Widerstand gegen das Trommelfell.

Das Letzte, was Moritz Jansen hörte, war der Rhythmus seines Herzens, wie eine ferne Vibration, die langsam verebbte.

Oosas nasse Badesachen tropften auf den Boden der ► Umkleidekabine. Ihr Chef hatte sie extra einbauen lassen, als Rosa vor einigen Jahren, als erste Frau überhaupt, am Forellensteig den Dienst antrat. Und das, obwohl chronischer Platzmangel in dem schlichten Pavillon herrschte, der vor über achtzig Jahren als Provisorium neben die Bootshalle gebaut worden war. Bei Hochwasser wurden Teile des unteren Stockwerks regelmäßig geflutet. Trotzdem zog Rosa die verwitterte Wache jedem Neubau vor. Die gewienerten Holzböden erinnerten sie an Schiffsplanken, und wenn sie allein in der Einsatzzentrale saß, fühlte sie sich wie auf der Kommandobrücke eines Hochseedampfers. Um das Gebäude zog sich ein Schilfgürtel, aus dem es jetzt im Juli trillerte und zirpte wie im Dschungel. Seit Tagen warteten sie schon darauf, dass Georgina zum Laichen kam. In der Dämmerung hätte man die 1,80 Meter lange Welsdame auch für einen kleinen Hai halten können. Mit dem Unterschied, dass sie nur stumpfe Platten zur Verfügung hatte, um ihre Beute, hauptsächlich Fische, aber auch Tauben oder mal eine Ente, zu zermalmen. Es gab zwar Gruselgeschichten von einem gefressenen Dackel. Doch das musste schon ein sehr, sehr kleiner Dackel gewesen sein ... Das stürmische Vorspiel, bei dem Georgina von ihrem Partner in wilden Umschlingungen um das Nest getrieben wurde, war atemberaubend. Es konnte Stunden andauern. Bis sich Georgina befreite, um ein letztes Mal hinabzusinken und die Eier zu hinterlassen, ehe sie verschwand. Es hieß, dass sie unter der Terrasse des historischen Holzbades am Utoquai nächtigte – und sich deshalb kaum mehr Fische dorthin wagten.

Aus der Dienstküche duftete es nach frisch gebrühtem Filterkaffee. Rosa beeilte sich und fädelte die Halterungen an ihren Uniformgurt, um daran Dienstwaffe, Taschenlampe, Funkgerät, Taschenmesser und Handschellen zu befestigen. Sie gönnte sich den Luxus, ihre Arbeitskleidung von einem spezialisierten Dienst waschen und bügeln zu lassen. So hatte sie zu Hause mehr Platz für anderes. Aber das war nicht der einzige Grund. Immer wieder waren uniformierte Kollegen auf dem Weg zum Dienst bespuckt, beschimpft und bedroht worden. Die Reaktionen spiegelten die Schwierigkeit des Berufs: Polizistinnen und Polizisten mussten an Ort und Stelle, meist innert Sekunden, entscheiden, ohne sich wie Politiker oder Richter tage- oder wochenlang beraten zu können. Ihre Aufgaben hatten meist eine direkte grundrechtliche Bedeutung, was nicht unbedingt zur Beliebtheit des Berufsstandes beitrug, auch wenn die Seepolizei etwas mehr Sympathien genoss.

Es war schon beinahe sechs Uhr, als Rosa in die Zentrale eilte, mit einem bedauernden Blick in Richtung Dienstküche, wo der Kaffee noch eine Weile warten musste. Fred war ein Chef alter Schule. Er hatte so etwas wie einen inneren Betriebsplan mit einigen wenigen Regeln. Die aber

waren strikte einzuhalten. Die wichtigste hieß: Bei Sitzungen mussten alle pünktlich sein, sommers wie winters, egal, wie sehr es stürmte oder regnete. Die zweitwichtigste hieß: Loyalität. Nach innen und nach außen. Und so schwierig und so einfach war das auch schon. Rosa schnappte sich ihr Tablet und traf gerade noch rechtzeitig ein. Tom hatte Nachtschicht gehabt. Er schob ihr einen Becher mit heißem Kaffee herüber, den sie dankbar entgegennahm. Die Anzeige wies eine Wassertemperatur von 21,2 Grad aus. Bis zum Abend würde sie auf 22 Grad steigen, leichter Wind aus Nordost: beinahe perfekte Verhältnisse für Georgina.

Auf Rosas Schreibtisch türmten sich etliche Berichte, die sie in den letzten Tagen immer wieder aufgeschoben hatte. Das lag nicht etwa daran, dass Rosa ungern schrieb. Im Gegenteil. Doch sie befürchtete, dass die formalisierte Sprache, in der sie ihre Protokolle verfassen musste, auch den letzten Rest Stil, der ihr nach dem Studium und dem wissenschaftlichen Schreiben noch geblieben war, zunichtemachte. Wenn sie motiviert war, versuchte sie, ihren Berichten innerhalb des eng gesteckten Rahmens eine persönliche Note zu geben. Und ihre Motivation ließ sich in der Regel mit heißem Kaffee steigern. Eine gute Stunde blieb ihr, bevor die ersten Triathleten rund ums Seebecken starteten. Eine Gruppe aus sportbegeisterten Amateuren hatte den Ironpeople vor einigen Jahren ins Leben gerufen, nachdem der Ironman von Zürich ins Berner Oberland umgezogen war. Die verkürzte Ironpeople-Strecke, viel einfacher zu bewältigen, lockte jedes Jahr mehr Leute an.

»Schiff verlandet«, hallte Freds Stimme durch die Gänge. Er hatte das Cockpit von Tom übernommen: »Möglichkeit einer vermissten Person.« Mehr brauchte er nicht zu sagen. Rosa rannte zu dem dunkelblauen Metallgestell, in dem Sporttaschen und Plastikkisten lagerten. Vor dem Schild mit ihrem Namen blieb sie stehen. Niemals gab man bei der Seepolizei die eigene Tauchausrüstung weiter: Sie war so etwas wie eine Lebensversicherung. Obwohl Karim heute im Dienstplan als Froschmann eingetragen war, mussten sie beide jederzeit tauchfähig sein. Wenige Augenblicke später bestieg Rosa die Principessa, an deren Heck das Wasser schäumend wirbelte. Die Seepolizei rückte immer wieder wegen führerloser Schiffe aus. Meist waren die Gründe dafür harmlos. Ein Fehler beim Vertäuen im Hafen. Unruhiges Gewässer. Doch der Anruf des Stehpaddlers, der sich auf Höhe der Schokoladenfabrik befand, hatte besorgniserregend geklungen.

Karim drosselte den Motor und ließ die *Principessa* mit dem letzten Schwung nahe an die mit Teakholz verkleidete Yacht treiben. Rosa gelang es, die beiden Schiffe aneinander festzumachen. Etwas weiter entfernt saß ein älterer Herr mit sportlicher Sonnenbrille und Waschbrettbauch auf seinem Board.

»Sieben Minuten. Gar nicht mal so schlecht«, sagte er mit Blick auf die nicht vorhandene Uhr an seinem Handgelenk und drehte den wasserfesten Beutel zu, in dem er seine Wertsachen mitführte. »Wissen Sie, ich fahre hier jeden Tag durch. Auf meiner Morgenrunde kurz nach sechs war da noch nichts. Hier stimmt doch was nicht.« Er zeigte auf das Heck des Bootes, das mit *Venus* angeschrieben war. Die Lounge mit Sitzkissen und zerknäulten Decken lag im Schatten des hochgespannten Verdecks. Eine Flasche Champagner steckte umgekehrt in einem Eiskübel, daneben zwei benutzte Gläser. Abgeschnittene Strohhalme, eine halb verwischte Linie.

»Ich geh jetzt rüber«, sagte Rosa und zog Latexhandschuhe an. Die Motoryacht schwankte im aufkommenden Wellengang des ersten Kursschiffes, das in Richtung Bürkliplatz unterwegs war. Die Elektronik der Armaturen leuchtete. Vor allem aber lief der Motor noch immer im Leerlauf, was auch den Stehpaddler stutzig gemacht hatte, der sich offenbar für die Ordnung auf dem See mitverantwortlich fühlte. Während Rosa auf der Venus den Zündschlüssel zog, hörte sie Karim das Kennzeichen der Yacht ins Funkgerät diktieren, ehe er sich für den Tauchgang bereit machte. Doch sie ahnten beide, es würde schwierig werden, hier an der tiefsten Stelle des Sees. Auf dem Tischgestell lag ein fast leeres Minigrip, das Rosa zur Untersuchung in eine Tüte packte, bevor es noch vom Wind davongetragen wurde. Sie drehte eine Plastikkarte um, die allem Anschein nach dazu benutzt worden war, das Pulver zu zerkleinern. Doch es war nicht wie erhofft eine persönliche Kreditkarte, sondern nur eine Gutscheinkarte für ein Multiplex-Kino.

»Wir müssen versuchen, die Fläche einzugrenzen«, sagte Karim und zeigte auf den leeren Pilotensessel und den blau melierten Herrenpullover, der sich an der Badeleiter verfangen hatte und halb im Wasser hing. Rasch funkten sie in die Zentrale und forderten Verstärkung an. Rosa wusste, dass sie sich von der lauschigen Morgenstimmung nicht täuschen lassen durften. Die meisten Menschen ertrinken weder unter Rufen noch Strampeln, sondern still, beinahe heimlich. Ihre Lungen füllen sich mit Flüssigkeit. Die Konzentration der Wassermoleküle steigt und steigt, immer schneller, bis sie höher ist als die der umliegenden Zellen. Dann dringen die Wassermoleküle in die roten Blutkörperchen ein, mehr und immer mehr davon, bis sie platzen.

Tatsächlich war der See an dieser Stelle zu tief, als dass es Rosa und Kearim bis zum Grund schafften. Nach vierzig Metern mussten sie umkehren. Es war ihnen nichts anderes übrig geblieben, als in verschiedenen Wassertiefen Proben zu nehmen. Sie wussten noch nicht, ob sie es mit einem Tatort zu tun hatten. Aber falls doch, musste die Spurensicherung zeitnah erfolgen. Die Yacht lag nun in der Werft am Forellensteig, wo sie von einem Forensiker in Schutzkleidung untersucht wurde. Zwar bargen die meisten Tatorte unzählige DNA-Spuren, doch gehörte längst nicht jeder genetische Fingerabdruck auch zur Täterschaft. Die Kunst bestand darin, die relevanten Spuren zu erkennen. Zwei Champagnergläser, eines davon mit Lippenstiftabdruck, legten nahe, dass sich zumindest für eine gewisse Zeit mehr als eine Person auf der Venus befunden hatte. Die Kantonspolizei war bereits auf dem Weg zum Besitzer der kleinen Motorvacht, der am Telefon überaus lebendig geklungen hatte. Und überdies kein Schiff vermisste. Seit dem Mittag kreisten Helikopter der Rettungsflugwacht über ihren Köpfen. Rosa wischte sich Schweißperlen von der Stirn, wobei sie den Monitor nicht aus den Augen ließ. Anders als versunkene Fahrzeuge oder Schiffe war eine ertrunkene Person oftmals nur als ein schwaches Echo zu erkennen. Dank der Kombination von Wärmebildkamera und Echolot war es dennoch möglich, den Seeboden systematisch abzutasten. Rosa hatte veranlasst, dass alle Fischernetze im Umkreis eingezogen wurden. Erfolglos. Sie suchten die sprichwörtliche Nadel im Heuhaufen.

Ein Donnergrollen durchschnitt die mit Hitze aufgeladene Luft über dem Seebecken. Seit Tagen zogen am späten Nachmittag Gewitter auf, aber bisher war es immer bei ein paar fernen Blitzen geblieben. So oder so würden sie die Suchaktion spätestens bei Einbruch der Dunkelheit abbrechen müssen. Rosa dachte an Romeo und Julia, wie sie das ältere Ehepaar nannten. Die beiden waren abends noch schwimmen gewesen. Was zu ihren festen Gewohnheiten gehörte, wie Nachbarn und ihre Kinder später übereinstimmend aussagten. Der Krampf im Bein traf die Frau komplett unerwartet. Ihr Mann sah, wie sie erschrocken mit den Armen ruderte – und wollte sie retten. Dabei ertrank er selbst. Woraufhin sie wiederum, kaum an Land und wieder halbwegs bei Kräften, einen Herzinfarkt erlitt. Romeo blieb spurlos verschwunden. Monatelang hatten sie in jeder freien Stunde nach Romeo getaucht. Rasterförmig die Gegend abgesucht.

Der See hatte für Rosa eigentlich eine große tröstende Kraft. Denn in jeder seiner Wellen war die Einsicht verborgen, dass wir uns nur ein kurzes Leben lang gegen die Unendlichkeit erheben – um in einer sanften Woge wieder abzuebben. Und in einer Welt aufzugehen, in der keine Materie jemals verloren geht, sondern nur ihre Form verändert. Wenn die Tiefe aber einfach so einen Menschen verschluckte, verlor dieses Bild seinen Trost.

Irgendwann fanden sie Romeo tatsächlich. An einer ganz anderen Stelle des Sees. Und auch nur zufällig, wegen eines abrupten Wetterwechsels. Doch Rosa würde die Dankbarkeit nie vergessen, die in den Augen seiner Kinder gestanden hatte. Sie waren nur etwas älter als sie selbst. In den Monaten nach dem Unglück hatten sie es nicht übers Herz gebracht, die Urne der Mutter allein beizusetzen. Ihre Eltern waren über fünfzig Jahre lang unzertrennlich gewesen. Und in der lähmenden Wartezeit war auch in ihnen etwas erstarrt, das sich erst löste, nachdem sie wussten, dass die beiden vereint zur letzten Ruhe gebettet werden konnten. Seit diesem Erlebnis hatte Rosa einen beinahe liebevollen Blick auf die Toten im See. Sie sahen zwar entstellt aus, wenn man sie aus der Tiefe barg. Aber sie waren ihr dennoch tausendmal lieber als die Leichen, die man sonst im Polizeidienst antraf

Der Weg zurück in die Innenstadt war wie eine Schleuse. Mit jedem Meter, den Rosa im Schatten der Bäume durch die Parkanlagen fuhr, kehrte sie zurück in die Normalität. Wo Leute vor dem Eiswagen Schlange standen, der Duft von Bratwürsten die Luft durchzog und Jugendliche auf der Rentenwiese zu Reggae-Beschallung im Kreis saßen. An den Trambahnen flatterten noch die Feiertagsfähnchen des *Ironpeople* und der *Oper für alle* nebeneinander, die Stadtreinigung indes hatte die letzten Überreste der beiden Großveranstaltungen bereits beseitigt. Rosa war immer wieder beeindruckt, wie schnell der Abbau vonstattenging. Doch verglichen mit dem, was in ein paar Wochen los sein würde, wenn die Street Parade um den See wummerte, war das hier nur eine Fingerübung.

Die Mauern des Mietshauses am Rindermarkt waren dick wie die eines Klosters. Sie kühlten im Sommer und isolierten im Winter. Einige amerikanische Touristen standen entzückt davor, um sich gegenseitig mit der Jahreszahl zu fotografieren, die über den Eingang gemeißelt war. Anschließend fassten sie an den Sandstein des Türsturzes, als müssten sie sich davon überzeugen, dass er wirklich echt war. Die Vorstellung, dass das Gebäude bereits hier gestanden hatte, ehe ihr Kontinent überhaupt auf den Weltkar-

ten erschien, beeindruckte sie sichtlich. Rosa lächelte und schloss die Tür auf. Sie sog dankbar den dezenten Duft ein, der ihr entgegenschlug. Egal, um welche Tageszeit man das Haus betrat, es roch immer nach derselben Mischung aus Schmierseife, Bienenwachspolitur und den Farben des Antik-Möbelschreiners, der im Parterre ein kleines Ladenlokal betrieb. Er verkaufte aber nicht einfach nur Möbel, er erzählte Geschichten. Das Schaufenster diente ihm dabei als Bühne, die er so bespielte, wie er den Laden führte: mal lustig, mal politisch, aber immer liebevoll und mit einem gewissen Schalk. Die Kulissen wechselten alle paar Tage. Eines seiner berühmtesten Fenster bestand aus fünfzig weißen Osterhasen und einem braunen, der in die andere Richtung blickte. Viele im Viertel schauten extra vorbei, um sich von den restaurierten Liebhaberobjekten, manche davon mit Geheimfach, inspirieren zu lassen, auch wenn sich deren Reparatur im Grunde gar nicht lohnte - es sei denn, man maß Gefühlen auch einen Wert bei.

Statt die Holztreppe in die oberen Geschosse zu nehmen, ging Rosa bis zum Ende des Flurs. Dort fiel Tageslicht durch die mit kunstvollem Schmiedewerk gesicherte Scheibe, die in eine massive Eichentür eingelassen war. Noch immer machte ihr Herz einen Sprung, wenn sie über die Steinstufen hinab in den Schwarzen Garten trat. Der Trubel vor den Fassaden der mittelalterlichen Häuserzeile vertiefte noch die Ruhe des geschützten Hinterhofs. Der Kies schmatzte unter ihren Schritten. Ein Geräusch, das genauso zu dem Hof gehörte wie das gotische Fenster am Eingang und die unebenen Dachterrassen auf den umliegenden Häusern. Die Spuren der Zeit hatten sich hier so

lange überlagert und wieder neu zusammengesetzt, dass sie eine eigentümliche Patina bildeten. Vor einem Stahltisch ließ Rosa die Tasche zu Boden sinken, setzte sich und streifte die Schuhe von den geschwollenen Füßen. Aus der Tarte Tatin würde heute nichts werden. Es war sowieso schon zu heiß zum Essen, geschweige denn zum Einheizen des Ofens. Stattdessen würde sie die bereits gebeizten Felchen räuchern, dazu Salat aus Brunnenkresse und Zwiebel-Himbeer-Marmelade auftischen. Und als Vorspeise hausgemachtes Roggenknäckebrot mit gesalzener Butter und eine kalte Suppe nach Art ihrer Großmutter. Eine Kugel Eis zum Schluss. Sollte danach noch jemand Hunger verspüren, gab es Weichkäse und Feigenchutney im Kühlschrank ...

Wenig später stand sie barfuß auf dem terrakottafarbenen Küchenboden. Rosa und Leo hatten die Platten aus dem Urlaub in der Provence mitgebracht und eigenhändig verlegt. Zwischen den Sichtbalken an der Decke war eine Schnur gespannt, an der Sträußchen mit Kamille, Beifuß und Baldrian zum Trocknen hingen. Die Balken und das ganze Häuschen stammten aus dem Spätmittelalter, wie ein Kupferstich aus jener Zeit bewies. Rosa war zufällig im Stadtarchiv darauf gestoßen, als Nelly noch lebte - lange, bevor sie selbst hier eingezogen war. Sie hatte für eine Seminararbeit das Verhältnis der Reformatoren zur Hexerei untersucht. Die Quellen ließen nicht darauf schließen, dass sich Zwingli und seine protestantischen Mitstreiter besonders viele Gedanken zu Schadenszauber und Hexensabbat gemacht hatten. Doch Nelly - immer mehrere Bücher gleichzeitig lesend und voll kindlicher Neugier, bis zuletzt – hatte sich sehr über die Reproduktion des Kupferstichs gefreut und ihn über die Garderobe gehängt, wo er noch heute zu finden war. Auch wenn das Häuschen mittlerweile komplett anders aussah.

Als es klingelte, war Rosa gerade dabei, fein geschnittene Zwiebelringe und Zucker mit Rotwein abzulöschen. Sie strich die Hände an der Bistroschürze ab, die sie um die Hüfte gebunden trug. Dann drückte sie den Summer für die Eingangstür auf der anderen Seite der Häuserzeile. Absätze klackerten auf Steinplatten, im Gleichklang mit dem Kratzen von Pfoten. Dank der Beagle-Hündin Suki hörte man Stella kommen, lange, bevor man sie sah, denn das Tier verfügte über eine beeindruckende Palette an unterschiedlichsten Schnüffel- und Schnalzlauten.

»Wir waren schon in der Nähe. Sollen wir noch eine Runde drehen?« Ohne Rosas Antwort abzuwarten, kam Stella ihr entgegen. Dabei flatterten die geblümten Lagen ihres Rocks, zu dem sie ein Shirt mit Leopardenmuster und mehrere Holzperlenketten übereinander trug. Egal, was Stella anhatte, es wirkte stets so, als hätte sie die Sachen einfach aufs Geratewohl aus dem Schrank gezogen. Dennoch harmonierten die Kombinationen der Muster immer in einer Art, dass man sich fragte, warum sie nicht alle trugen. Wobei das wohl eher an Stella lag als an den Prints. So auffallend ihre sonstige Erscheinung, so schlicht ihr Gesicht, an das sie nur Wasser und Seife ließ. Kein Puder. Kein Lidschatten. Nicht einmal Wimperntusche.

»Ganz bestimmt nicht, kommt rein.« Rosa schob ihre Freundin sanft in Richtung des Küchensofas. Für Suki stellte sie einen Napf mit Wasser auf den Boden und warf ihr eine der Weintrauben zu, die sie für diesen Zweck besorgt hatte. Die Hündin schnappte ihre Leibspeise mit flatternden Ohren aus der Luft und dankte es Rosa mit einem Blick, der übersetzt hieß: du und ich für immer. Zumindest bis zur nächsten Weintraube. Rosa holte die Flasche Räuschling aus dem Tiefkühlfach, die sie vor ein paar Tagen in der Bodega gekauft hatte.

»Beinahe perfekt«, sagte Rosa, als sie den Wein mit einem trockenen Plopp entkorkte.

»Hast du mal was von ihm gehört?« Stella deutete auf die gusseiserne Teekanne, die weit abseits im Regal stand. Leo hatte sie Rosa damals während ihres gemeinsamen Japan-Semesters geschenkt.

»Er hat die Stelle im Außendepartement angenommen. Ich glaube, im Moment ist er in der Botschaft in Algier. Aber so genau weiß ich es nicht.« Rosa reckte ihr Kinn, worauf sich feine Furchen bildeten, die aber sogleich wieder verschwanden, als würden die Nervenbahnen ein Tauziehen um die Kontrolle über ihr Gesicht veranstalten.

»Jetzt hätte ich es fast vergessen«, sagte Stella und stellte ein Päckchen auf den Tisch. Es raschelte, als Rosa das Zeitungspapier aufschlug, was Suki veranlasste, ihre nasse Schnauze erwartungsvoll an Rosas Beinen zu reiben. Zum Vorschein kamen zwei handgefertigte Matcha-Schalen.

»Du hast es tatsächlich geschafft.« Rosa hielt eine der Schalen in die Höhe und bewunderte den Farbverlauf, der von rotem Jaspis zu Mattschwarz wechselte. Stella erzählte ihr, wie beim ersten Brennversuch der Alarm losgegangen war und plötzlich zwei Feuerwehrleute in voller Montur vor ihr gestanden hatten. Denn anders als bei normaler Keramik entwickelte sich bei der japanischen Raku-Technik starker Rauch, wenn die glutheißen Stücke, mit einer Zange direkt aus dem Ofen geholt, in Heu gewendet wurden. Rosa umarmte ihre Freundin. Eigentlich war alles in Rosas Küche entweder von Stella gefertigt oder von Reisen mitgebracht. Alles außer einer unförmigen Schüssel. Rosas erster und letzter Versuch an der Drehscheibe in Stellas Töpferatelier. Sie nutzte das Ungetüm trotzdem und sammelte darin Steine, die sie aus den Beeten klaubte. Quasi als tägliche Notiz an sich selbst, dass sie lieber wenige Dinge machen sollte. Diese dafür richtig.

»Hast du dich gut von dem Eingriff erholt?« Stella nagte den Kern einer Olive sauber ab und hob mitleidig die dichten Brauen, die ihr einen Hauch Frida Kahlo verliehen.

Rosa dachte an das abnehmende Ziehen im Bauch und winkte ab. »Nicht der Rede wert. Die Suchaktion von heute beschäftigt mich gerade viel mehr.«

»Hab ich gesehen, als ich mit Suki spazieren war. Immer noch nichts?«

»Eben nicht. Und am Abend mussten wir die Suche vorläufig einstellen.«

Stella spießte noch eine fleischige Olive auf, die mit fein geschnittenen Salzzitronen gewürzt war. »Completely off topic – aber ist da Wermut drin?«

»Ein Spritzer Noilly Prat nur«, sagte Rosa.

Stella rollte begeistert mit den Augen. Dann fuhr sie fort: »Etwas gruselig ist das ja schon. Ich meine, theoretisch kann die Leiche jederzeit irgendwo angeschwemmt werden.«

Wie schon so oft kämpfte Rosa mit dem Wunsch, sich ihrer Freundin anzuvertrauen, und dem Zwang ihrer dienstlichen Schweigepflicht. Suki schob ihre Schlappohren nach vorne und legte den Kopf schief. Dann begann sie, mit dem Schwanz zu wedeln. Richi konnte nicht mehr weit sein. Tatsächlich standen kurz darauf zwei Männer im Garten. Ihre Haare schimmerten, als hätten sie gerade geduscht. Rosa dachte, dass ihnen die Hitze definitiv besser stand als ihr selbst.

»Hier riecht es köstlich.« Richi streckte Rosa, die ihnen entgegengelaufen kam, einen Topf entgegen. Zwischen dunkelgrünen Blättern wippten zitronengelbe Früchte. Er wusste, dass sie mit einem ausgewachsenen *Aji-Lemon-Drop-Chili* der Schärfe acht mehr anfangen konnte als mit einem Strauß Schnittblumen.

»Capsicum baccatum! Richi! Wie bist du nur an so ein seltenes Exemplar gekommen?«

»Ehrlich gesagt hat Erik sie besorgt.« Damit trat Richi zur Seite und stellte sie einander vor. Anschließend ging er in die Küche, wo er von Suki und Stella lautstark begrüßt wurde. Erik zog den Kopf ein, als er hinter ihm eintrat.

»Wenn man mal drin ist, geht es. « Rosa zeigte an die Küchendecke. »Früher war das hier das Waschhaus des Quartiers. Aber es gibt nur zwei Räume, Küche inklusive. « Sie füllte weitere Gläser mit Weißwein und Blüten-Eiswürfeln und reichte sie den Neuankömmlingen, die so vertraut miteinander wirkten, als würden sie sich schon viel länger kennen als bloß ein paar Wochen. Rosa wusste nur, dass Erik lange im Ausland gearbeitet und nun im Universitätsspital eine leitende Stelle angenommen hatte. Richi wirkte neben

ihm so gelöst, als wäre er aus einer Schonhaltung befreit worden. Wer weiß, vielleicht war Erik ja genau der Mann, den sich Rosa für ihren besten Freund gewünscht hatte.

Sie waren gemeinsam in der Altstadt aufgewachsen. Das klang idyllisch, doch beide hatten sie ein sorgfältig gehütetes Gefühl von Fremdheit in sich getragen, das zu ihrer Kindheit gehörte wie auf dem Kopfsteinpflaster aufgeschürfte Knie. Damals gab es im Niederdorf noch viel mehr Kinder als heute. Eine ganze Bande, die sich morgens am Nike-Brunnen traf. Das imposante Schulhaus am Hirschengraben hätte mit seinen Verzierungen und den Türmchen direkt einem Fantasy-Epos entsprungen sein können. Hoch oben an den Wänden der getäfelten Aula gab es faltige Gesichter und kunstvoll geschnitzte Holzfiguren mit hervorquellenden Augäpfeln und Nasenringen. »Rassifizierte Köpfe«, wie eine Historikerin später in einem von der Stadt in Auftrag gegebenen Bericht schreiben würde: stereotype Gesichtszüge, die von den dazugehörigen Fellmützen und Schmuck unterstrichen wurden. Damals hatte sich niemand die Mühe gemacht, die Zeugen einer Zeit, in der Menschen und andere Lebewesen durch Klassifizierung beherrscht wurden, zu reflektieren. Nur der Hauswart Herr Greco stieg einmal im Jahr auf eine hohe Leiter und reinigte die Gesichter, zuerst mit einem feuchten Lappen, dann mit einem trockenen. Schon früh spürte Richi eine Distanz zu den anderen Kindern, für die er keine Worte fand, bis eines ganz unverblümt fragte, warum Herr Greco ihn nicht auch abwischte.

Kürzlich hatte Rosa eine brasilianische Künstlerin entdeckt, die fest daran glaubte, dass Schwarz und Weiß nicht existierten; sie hatte es sich zum Ziel gemacht, die wahren Farben der Menschheit in einem Katalog zu dokumentieren. Nach ihrem System war Richis Haut nicht *Karamell* oder *Milchschokolade*, sondern schlicht: Pantone 66–3C. Wobei das nicht ganz stimmte, denn die feinen Sommersprossen, die seine Nase und Wangen bedeckten, waren eine Nuance dunkler.